

Karin Kaçi | Klaus Wolfertstetter

Die Rebellin



Thienemann



Es gibt Wochen, die sind wie alle Wochen. Sieben Tage, 168 Stunden, 10080 Minuten, Sekunden, die sich wie die Ewigkeit dehnen, und niemand weiß, wo wirklich der Anfang und das Ende ist, weil die Zeit sich nicht für unsere Ordnung interessiert. Sie läuft einfach weiter. Sie rennt an uns vorbei und schon beginnt wieder eine neue Woche, obwohl sich die Sekunden so mühsam dahingezogen haben und man noch gar nicht begriffen hat, was eigentlich die alte Woche ausgemacht hat.

Wenn man wie ich noch zur Schule geht, ist der Montag der Anfang und der Sonntag das Ende einer Woche. Mein Vater sagt, das ändere sich nie. Vor sieben Tagen hätte ich ihm das noch geglaubt. Heute nicht mehr. Meine letzte Woche fing nämlich im Grunde schon am Sonntag an, wenn auch mit den ewig gedehnten Sekunden. Und dann ging plötzlich alles ganz schnell. Sieben Tage, 168 Stunden und 10080 Minuten rasten an mir vorbei, rissen mein Leben wie eine Sturmflut mit sich und änderten alles.

Aber jetzt erst einmal zurück zum langsamen Sonntag. Der letzte langsame Sonntag in meinem Leben. Das habe ich mir geschworen.



Der langsame Sonntag, Teil 1: Die Pflicht

Alles schließt. Ich meine nicht Hertie, sondern die Obdachlosentafel. Angeblich gibt es nicht mehr genügend Obdachlose in unserer Stadt. Aha. Dann meine Antifa-Gruppe. Die hat sich freiwillig zerstritten und aufgelöst. Die Eine-Welt-AG der verrückten Barbara habe ich wiederum aus freien Stücken verlassen. Die musste dann aber auch dichtmachen, weil ich das einzige Mitglied war. Zwei Wochen lang habe ich dann all meine Hoffnungen in die Dritte-Welt-AG von Lars gelegt, dem älteren Bruder unserer Hobbypsychologin Susan. Aber seit sogar der durchgedreht ist, gibt es auch diese Gruppe nicht mehr. Es wird also Zeit, dass auch die Sonntage schließen. Sie sind sinnlos. Meine jedenfalls.

Seit Stunden sitze ich auf der Fensterbank meines Zimmers und schaue zu, wie der Regen gegen die Scheibe plätschert. Kein Sturmregen, nur leichter Nieselregen, scheinbar harmlos. Dauernieselregen an einem Dauer-sonntag, alles andere als harmlos also. Wenn man das Fenster öffnet, wird man nass, wenn man es geschlossen lässt, erstickt man.

Ich möchte hier weg, aber es geht nicht. Meine Beine fühlen sich wie taub an, mein Gehirn fast schon genauso. Hier in der Blaumeisengasse ist sonntags alles lahmgelegt. Montags bis samstags auch.

Endlich bewegt sich etwas. Die Fensterbank. Mein Handy vibriert und robbt langsam auf die Kante zu. *Micha* steht auf dem Display. Viermal habe ich ihn heute schon angerufen, jetzt erst meldet er sich zurück. Mein Telefon hat den Rand der Fensterbank erreicht und droht abzustürzen. Einen Moment überlege ich, ob ich es geschehen lassen soll. Soll er doch fallen und da unten liegen. Ich weiß sowieso nicht, warum wir überhaupt noch zusammen sind.

»Ja?«

»Hey Paula, wo bist du denn?«, lallt es in Zeitlupe durch die Leitung.

Micha ist sonntags meistens bekifft. Montags bis samstags eigentlich auch.

»Wo soll ich denn sein?«, frage ich möglichst nüchtern.

»Bei mir«, sagt er, warm und lieb.

Es ist schwer, ihn loszulassen. Ich mag ihn noch. Auch wenn ich längst weiß, dass wir nicht zusammenpassen.

»Kommst du ins Loft?«

»Ich muss gleich arbeiten, Micha. Später vielleicht.«

Er sagt nichts mehr. Wahrscheinlich nickt er. Im Hintergrund höre ich schon Rogers Bass und Marks Drumsticks. Sie drängeln und wollen weiterproben. Micha murmelt »Bis gleich dann« und küsst sein Telefon. Ich lege auch auf, schaue eine ganze Weile auf das Display und überlege: Ich sollte mich heute noch von ihm trennen. Mein Blick wandert auf die Uhr. Später, denke ich, heute

Abend vielleicht. Jetzt geht das nicht. Es ist fast drei Uhr. Ich muss gleich los.

Wenn es schon nur Sinnloses zu tun gibt, möchte ich wenigstens Geld dabei verdienen. Nicht um reich zu werden, sondern um so unabhängig wie möglich von meinem Vater zu sein. Seit Stunden prasselt der Regen da unten auf ihn ein. Er ignoriert ihn oder spürt ihn nicht mehr und kriecht über den Gehweg, als hätte er nicht mal taube Beine und kein Gehirn. Mein Vater rupft das Unkraut zwischen den Pflastersteinen. Dabei steht eh der Winter vor der Tür und alles Grüne wird bald verschwinden. Ist dem Grünen doch egal, ob wir es zwischenzeitlich herausrupfen oder nicht. Eines Tages wird es uns sowieso über den Kopf wachsen.

Aber der Mann vom FBI gegenüber hat damit gedroht, das Ordnungsamt zu alarmieren, wenn wir nicht endlich *unseren Dreck* entfernen. Auf seinem Bordstein ist das Leben seit Jahrzehnten ausgerottet. Auch das Wohnzimmerfenster von Herrn Falkenbach gleicht einer Grabstätte. Seit 1976 hängen da dieselben Gardinen, immer gleich drapiert, und in der Mitte thront seine tote Frau. Vielleicht ist das feine Porzellangefäß auch gar keine Urne, sondern nur eine Vase, deren Funktion man vergessen hat. Blumen habe ich bei Herrn Falkenbach noch nie gesehen. Überhaupt nichts Blühendes, nur Gestutztes. Gestutzte Hecken, gestutztes Efeu, gestutzte Gedanken. Nicht ein Ausländer in der Blaumeisengasse, hat Herr Falkenbach einmal gesagt, als habe er gerade Unkraut gejätet und betrachte nun stolz seinen Gehweg. Nicht ein Grashalm.

Aber überall, wo sich ein Extrem ansiedelt, macht sich auch das Gegenstück dazu breit. Es ist also kein Zufall,

dass gleich neben Herrn Falkenbach Frau Schnarrenberger wohnt. Das ist wie mit Aldi und Lidl, nur ohne Strategie dahinter. Einfach der natürliche Lauf der Dinge.

In ihrem Fenster hängen auch unbewegliche Gardinen, nur kann man die nicht mehr auf- und zuziehen, weil sich dazwischen ein Müllberg angesammelt hat. Schimmelige Bananenkisten, XXL-Herrenjacken, vergilbte Gartenmagazine, voll funktionstüchtige Toaster, sinnlose Strandtaschen, aufgebrauchte Autobatterien und nackte, einarmige Puppen. Ihr Mann könnte tatsächlich unter diesem Haufen begraben sein, wenn man nicht wüsste, dass er mit seiner neuen Frau zwei Straßen weiter wohnt. In Frau Schnarrenbergers Garten blüht seitdem auch nichts mehr. Da wächst Metall. Ich frage mich, wo sie den ganzen Schrott nur herholt.

Sie ist ein Messie, hat mein Vater einmal gesagt, und gedroht, dass ich auch so enden werde, wenn ich nicht endlich mein Zimmer aufräume. Schon klar, Papa. Und du solltest dein Leben aufräumen, damit du nicht wie Herr Falkenbach endest.

Ich verstehe einfach nicht, warum mein Vater hier nicht wegmöchte. Hier wohnen nur wir, die beiden Freaks gegenüber und ansonsten ausschließlich sportliche Pärchen mit gesunden Kindern, die vom Bio-Supermarkt kommen und gemeinsam ihre Einkäufe aus dem Familienkombi tragen. Gegen die habe ich nichts. Ich glaube nur, dass mein Vater unter ihrem Anblick leidet. Es erinnert ihn daran, dass er sich das Geld für seinen Kombi hätte sparen können. Seine Frau steigt da nicht aus und auch ich war schon lange nicht mehr mit ihm einkaufen. Seine

Frau wohnt nicht bei ihm und ich weigere mich, bei Lidl einzukaufen. Seine Frau lebt auch nicht zwei Straßen weiter, sondern nur noch in seinem Kopf und auf Ibiza. Seine Frau ist meine Mutter, aber von mir aus kann sie unter Ibizas Sonne verglühen und in seinem Kopf so wieso.

Dabei war er nicht immer so. In den 80ern hat mein Vater alles richtig gemacht. Leider war ich nicht dabei. Früher war er bei den Grünen aktiv, jetzt fährt er mit dem Auto zum Bio-Supermarkt. Früher wollte er Meeresbiologe werden, jetzt arbeitet er in der Pharmaindustrie. Früher liebte er die Artenvielfalt, jetzt rupft er sie heraus – weil alle das so machen. Er rechtfertigt sich damit, dass es Dinge gebe, für die es sich lohne zu kämpfen, und andere, für die es sich eben nicht lohne. Auch ich werde das eines Tages einsehen, sagt er. Ich frage mich nur, von welchen lohnenswerten Kämpfen er spricht. In meinen Augen ist er gleichgültig geworden. Er nimmt den Regen hin wie sein Leben.

Lähmungen sind ansteckend. Ich muss endlich den Absprung von dieser scheiß Fensterbank schaffen. Mit einem Ruck raffte ich mich auf und renne die Treppe herunter. An der Haustür hängt ein Zettel, schon wieder Sperrmüllsammmlung. Langsam glaube ich, dass Frau Schnarrenberger die verteilt. Von meinem Zimmer aus kann ich ihren Schrottpark sehen. In diesem Chaos habe ich schon einiges entdeckt, das aus Nachbarhäusern stammt. So leuchten dort zum Beispiel überall rote Zipfelmützen. Herr Falkenbachs Zwergenarmee. Jahrelang war sie ihm treu zu Diensten, hat in seinem Vorgarten Wache geschoben und

ausländische Terroristen abgeschreckt. Frau Schnarrenberger muss also gewusst haben, dass die nicht zum Abtransport dastand. Jetzt beschützt die Truppe ihren Müll. Auch unseren neuen Schuhschrank. Den hatte mein Vater allerdings tatsächlich ausrangiert und wieder durch den alten ersetzt. Der alte sei einfach praktischer, behauptet er. Aber das kann er dem toten Löwenzahn erzählen.

Während mein Vater weiter auf dem Bordstein der Blaumeisengasse kämpft, laufe ich noch einmal in unser Wohnzimmer, hole die Stehlampe mit dem großen grünen Schirm und stelle sie raus in den Regen, bereit zum Abtransport. Aber mein Vater wird sie später wieder hereinholen, noch bevor Frau Schnarrenberger nachts ihre Runden dreht. Sie werden also für immer bei uns bleiben: die Stehlampe mit dem praktischen Licht, der alte Schuhschrank mit der praktischen Klappe, der Sessel mit der praktischen Lehne und die Küchenuhr mit den praktischen Zeigern. Alles, was er im ausgehenden letzten Jahrtausend mit seiner Exfrau und viel Liebe in dieses Haus getragen hat, stelle ich hinaus in den Regen und mein Vater holt es später wieder herein. So machen wir das seit zwei Jahren.

Schülerin wegen akuter Atemnot ohne Hausaufgaben

Das wird mein Englischlehrer wohl morgen früh in der Zeitung lesen. Ich muss jedenfalls hier raus und kann jetzt nicht mehr zurück an meinen Schreibtisch. Ich schwing mich auf mein Rad, winke meinem Vater zu und düse los.

Die Straßen der Reihenhaussiedlung sind wie ausgestorben. Eine Friedhofssiedlung. Die meisten hier haben wie Herr Falkenbach Urnen in ihren Fenstern, nur sind

darin nicht ihre Frauen begraben, sondern ihre Ideale. Darüber hängen halb heruntergelassene Rollläden, wie nach einem Ausverkauf. Augenlider, die noch nicht zu-fallen wollen, aber zu träge sind, um sich zu öffnen.

Es ist Herbst, es regnet. Seit Tagen sagen sie Gewitter an, aber es passiert nichts. Nur dieser leise Nieselregen. Ich fahre immer schneller, um ihn zu hören. Meine Jacke ist längst durchnässt, wahrscheinlich sehe ich schon aus wie mein Vater. Überall macht sich der gleiche Trott breit. Wenn ich nicht aufpasse, auch in mir. Vielleicht ist das der natürliche Lauf der Dinge. Aber vielleicht hört es eines Tages auch auf, so scheinbar harmlos zu nieseln, die Welt bewegt sich und die Wolken stürzen auf uns ein.

Sie stürzen schneller auf mich ein, als ich dachte. Im Rotkehlchenweg setzt eine Vespa zurück, rollt gemütlich aus der Einfahrt eines Reihenhauses und zwingt mich auf nasser Fahrbahn mein Lenkrad herumzureißen. Ich lande in der Pfütze gegenüber, auch hier: nicht ein Grashalm. Nichts als Stein mit roten Flecken. Blut. Mein Ellbogen weint rot und schmerzlos.

»Paula? Was machst du denn?«

Jürgen M. Schumann steht in einem dunkelgrünen Regencap vor mir und starrt mich durch seine schwarze Hornbrille an. Sie ist beschlagen. Seine Schuhe glänzen. Er hat seinen Roller mitten auf der Straße stehen gelassen und nicht einmal mitbekommen, dass er schuld ist.

»Ich!? Was machen Sie denn?!«

»Ich wollte eine Runde spazieren fahren«, antwortet er, als sei dies ein herrlicher Tag für Unternehmungen.

Ich hätte mir ja denken können, gerade ihn als Einzi-

gen bei diesem Mistwetter hier draußen anzutreffen. Very British.

»Kann ich dir helfen?«

»Ja. Sie können mir meine Hausaufgaben erlassen.«

Herr Schumann schaut mich verdutzt an. Ich raffe mich auf und zeige ihm meinen blutenden Ellbogen.

»Und arbeiten muss ich auch noch.«

Herr Schumann mustert mich skeptisch. Er gehört nicht zu den Lehrern, die sich verarschen lassen. Und ich gehöre nicht zu den Schülern, die das machen und sich dann brüsten, als hätten sie Großes geleistet. Das imponiert ihm. Er nickt.

»All right ...«

Ich nicke auch, all right, hebe mein Rad auf, trete das verbogene Schutzblech wieder in Form und möchte weiter. Vielleicht wird dieser Tag ja doch noch gut.

»Und gestern? Musstest du da auch arbeiten?«, hält Herr Schumann mich mit seinem feinsinnigen Lächeln zurück.

Natürlich. Er lässt sich weder verarschen noch bestechen. Das beeindruckt mich wiederum.

»Nein. Gestern habe ich den ganzen Tag rumgehungen.«

»Und? Wie war das?«

»Gut. Sehr gut«, grinse ich bemüht.

Schumanns Spiellaune ist schlagartig dahin. Er setzt seinen schwarzen Retro-Helm auf und geht zu seinem Roller.

»Verloren, Paula. Du hast gelogen«, sagt er enttäuscht und startet seinen Motor. »Deshalb ... I'm curious about your interpretation tomorrow! See you!«

Mein 13. Eintrag für nicht erbrachte Hausaufgaben in diesem Halbjahr ist also schon sicher. Vielmehr bin ich jetzt curious darüber, wie Herr Fink wohl meine heutige Arbeitskleidung findet. Schwarze Stoffhose mit braunen Schlammspritzern, beidseitig durchnässt, und mein Lieblings-T-Shirt, ein militärgrünes, auf dem mit goldener Schreibschrift *riot grrrl* steht. Das Wasser aus meinen schwarzen Turnschuhen habe ich immerhin draußen vor der Tür ausgeschüttet.

Zweimal wurde ich schon fast rausgeschmissen, nur weil meine Bluse nicht schneeweiß, sondern cremefarben war. Ich glaube, heute hilft auch mein Schürzchen nicht mehr. Ich binde es mir in der Küche schnell um, stecke meine Haare hoch und klebe ein Pflaster auf meinen Ellbogen. Es ist 15 Uhr, Zeit für 180 Sahnetörtchen, die hier jeden Sonntag über den Tresen gehen. Das Café ist brechend voll. Nicht ein freier Tisch, nicht ein dunkles Haar. Im Bongartz sind nur die Kellnerinnen unter 70 und die Schwulen, die auf Brokattapeten stehen. Der Rest sind Stadt-Omis mit dünnen, roten Lippen. Seit zwei Monaten jobbe ich hier. Ich kannte den Laden, weil ich früher Herrn Wagner jeden Sonntagnachmittag hier hereingeschoben habe, um mit ihm Kuchen zu essen und über den Zweiten Weltkrieg zu sprechen. Alles, was Herr Wagner aus dieser Zeit erzählte, war grausam. Der Hunger, die Bombenangriffe, die Flucht. Aber er hat nie vergessen, dazu zu sagen, dass sein Vater bei der SS war. Die meisten anderen hier haben keine Lust, mit mir über ihre Rolle in der Nazizeit zu plaudern. Nur Herr Wagner. Als die wohltätige Stiftung mich nicht mehr für seine Nachmittagsbetreuung bezahlen konnte, weil sie schließen musste (zu wenige

alte Menschen wahrscheinlich), habe ich noch drei Monate länger ehrenamtlich Kuchen gegessen. Bis Herr Wagner starb. Das war das Schlimmste, was ich bisher erlebt habe.

Ich dachte dann, es sei cool, hier zu arbeiten. Ist es aber nicht. Das Einzige, das mich in diesem Café noch hält, ist das unglaublich hohe Trinkgeld. Manchmal hat die latente Demenz der Alten also auch Vorteile.

Kaum trete ich in den Saal, hat mich auch schon die fieseste Nazi-Oma im Visier. Frau Stratmann. Alter Adel, behauptet sie. Sie möchte nicht wahrhaben, dass ihr Lack seit vier Jahrzehnten ab ist, und spielt immer noch die Industriellentochter.

»Was ist denn mit Ihrer Bluse?«, fragt sie mich, als ich ihr ein Kännchen Kaffee serviere.

»Welche Bluse?«

»Na eben. Sie müssen sich hier schon ordentlich anziehen!«

»Ich finde, ordentlich benehmen ist wichtiger. Noch ein Stückchen Torte?«

Frau Stratmann starrt mich empört an. So sieht keiner aus, der ein Stück Birneneissplitter möchte, also gehe ich wieder. Schade, dass ich ihr nicht vorher noch ins Kännchen gespuckt habe.

Ich weiß, wovon ich spreche. Mit Frau Stratmann habe ich mich schon einmal angelegt. Damals hat sie sich dezent zu mir gebeugt und wollte wissen, ob wir *die da* nicht entfernen könnten, die beiden Männer am Tisch gegenüber. Ein Pärchen. Abartig sei das.

Herr Fink hat seine Augen und Ohren überall. Er wohnt gleich über dem Café und ist noch vor mir in der Küche.

Manchmal glaube ich, sein Pudel, der ständig neben der Tortenvitrine hockt, ist kein echter Hund, sondern eine Attrappe mit eingebauter Kamera. Jetzt zappelt das kleine Männchen von einem Bein auf das andere, so ginge das nicht, das sei die letzte Abmahnung, wenn ich noch einmal meine Bluse vergesse, müsse ich gehen! Herr Fink sieht aus wie Louis de Funès.

»Die Gäste beschwerten sich!«, schimpft er.

»Frau Stratmann beschwert sich immer!«

Aber Louis bleibt dabei: »Das ist deine letzte Chance, schließlich ist sie seit 56 Jahren unsere Stammkundin!«

Natürlich. Wer seit 56 Jahren den gleichen Mist redet, darf auch bis ans Ende seiner Tage so weitermachen. Herr Fink drückt mir ein Kännchen Pfefferminztee in die Hand und zischt: »Ab, Tisch 9!«

Jawoll! Links, zwei, drei, vier. Es war ein Fehler, hier anzufangen. Tisch 9 ist Herr Wagners Tisch. Jetzt sitzt noch so eine schmallippige Alte da.

»Rie-ohht g – r – r – r – l. Sind das Ihre Initialen?«, sagt sie anstatt *Danke*, als ich ihr den Tee serviere.

»So ähnlich.«

»Und wofür steht das?«

»Riot girl.«

»Rie-ohht ... Noch nie gehört.«

»Ein Krawallmädchen also. Na, das passt ja zu Ihnen«, mischt sich Tisch 10 ein.

Da sitzen die Gebildeten. Frau Stratmann und die anderen Erben. Noch bevor ich über das Trinkgeld nachdenken kann, platzt es aus mir heraus: »Traurig, dass Sie keins waren. Ein bisschen Krawall hätte nicht geschadet damals. Oder wo waren Sie in der Zeit von 38 bis 45?«

Frau Stratmann ringt um ihre Fassung und verliert natürlich nie, die Etikette bleibt bis zum bitteren Ende.

»In der Schule, mein Kind, in der Schule.«

»Und Ihre Eltern? Waren die auch in der Schule?«

Man kann auch mit Etikette explodieren. Das gehe mich überhaupt nichts an, was ich denn schon vom Leben wisse, vom Krieg und vom Hunger! Dabei weiß die ganze Stadt, dass sie dank jüdischer Zwangsarbeiter nie auf ihr Birneneissplittertörtchen verzichten musste. Auch heute nicht. Frau Stratmann hat ihren Kuchen schon gegessen, wirft jetzt ihre Serviette in die restliche Sahne und verlässt beleidigt das Café.

Diesmal wartet Herr Fink nicht, bis ich zurück in der Küche bin. Er steht schon neben mir und zeigt mit seinem dünnen Fingerchen und hochrotem Gesicht stumm zur Tür. Ich ziehe meine Schürze aus, schmeiße sie dem Observationspudel auf den Kopf und stapfe Frau Stratmann hinterher zum Ausgang. Ich weiß, dass nicht alle Alten Nazis sind, ich bin nicht blöd. Aber Frau Stratmann kenne ich. Nein, hatte ich damals geantwortet, wir könnten die leider nicht entfernen. Die müsste man abtransportieren, allesamt, hat sie dann gezischt und auf die beiden Männer geschielt.

An der Vitrine bleibe ich noch einmal stehen und nehme ein Stückchen Herrentorte heraus, ein letztes für Herrn Wagner. Ich wickele es in eine Serviette vom Nachbartisch und gehe. Herr Finks Stimmchen ist so dünn, dass es auf halbem Wege zerbricht und mich nicht erreicht. Mit einem Knall fällt die Tür hinter mir ins Schloss. Von mir aus kann dieser Laden jetzt auch schließen.

Der Regen hat nachgelassen, aber nun ist es egal. Mein Rad ist platt. Der Reifen ist zerstoehen. Ich schaue mich wütend um und sehe, wie Frau Stratmann gerade ein paar Meter weiter in ein Taxi steigt. Zum Abschied lächelt sie mir falsch zu. Ihre gefärbten Haare hängen jetzt auf ihren Schultern, eben hatte sie die noch hochgesteckt. Ich verstehe. Sie hat nicht einmal versucht, es zu vertuschen. Ihre Haarnadel steckt noch im Reifen. Das Taxi düst an mir vorbei, fährt durch eine Riesenpfütze und spritzt mich nass. Jetzt habe ich nur noch eine Wahl: durchdrehen oder durchatmen. Ich entscheide mich für Letzteres, bemühe mich zumindest darum, bilde mir ein, dass ich nicht an Gegenständen hänge, und beruhige mich mit dem Gedanken, dass in Schnarrenbergers Schrottpark genügend Räder liegen. Ich darf nur die Sperrmüllsammlung heute Nacht nicht verpassen. Ich bin also ganz ruhig. Verdammt ruhig! Ein unendlich ruhiger Blick auf meine Uhr verrät: noch acht Stunden Sonntag ... Scheiße!